

Das Hundertfrankenstück.

Roman von A. Orst.

(19. Fortsetzung.)

„Ja — allerdings —“ sagte er. „Ich war nur der Meinung gewesen, daß Fräulein Hunold einen späteren Zug benötigen würde. — Hat sie — hat sie noch eine besondere Bestellung für mich hinterlassen?“

„Wir hat sie jedenfalls nichts für den Herrn Konsul oder für sonst jemand aufgetragen. Aber wenn ich nicht irre, ist sie kurz vor der Abreise noch einmal in das Arbeitszimmer hinaufgegangen. Vielleicht, daß sie da einen Brief hinterlegt hat. Es schien mir, als hätte sie etwas Wichtiges in der Hand.“

„Es ist gut, Frau Lorena,“ sagte der Konsul mechanisch. „Nebrigens können Sie Lina zu mir hinaufschicken. Ich — ich habe dem Mädchen einen Auftrag zu erteilen.“

„Sie macht eben ein paar Befehle, und früher als in einer halben Stunde kann sie kaum zurück sein. Aber sollte sie kommen, schick ich sie natürlich hinauf.“

„Sie zog sich in ihre Rückenregionen zurück, trotz der kleinen Enttäuschungen, die ihr Brünings Selbstbeherrschung bereitet, namentlich unerschütterlich überzeugt von der Richtigkeit ihrer Vermutung, daß es sich bei der überstürzten Abreise der Verhafteten um nicht anderes als um eine wirkliche Flucht gehandelt habe.“

Der Konsul aber stieg schweren Schrittes in sein Arbeitszimmer hinauf — seiner anderen Empfindung fähig, als der dumpfen, lähmenden Gewissheit, daß erst jetzt seine letzte tödliche Hoffnung kläglich in Trümmern zerfallen worden sei.

Mit dem ersten Blick, den er von der Schwelle aus durch das Zimmer irren ließ, gewahrte er den mitten auf der Platte des Schreibtisches liegenden Brief. Aber er zögerte, nach ihm zu greifen, und dann hielt er ihn wohl zwei oder drei Minuten lang in der Hand, ehe er sich zu dem Entschluß auftrafen konnte, ihn zu erbrechen.

Nun aber lag der zerrissene Umschlag am Boden und die mit den zierlichen Schriftzügen ihrer Hand bedeckten Blätter waren vor ihm auf der Tischplatte ausgebreitet. Als hätte kein neuerigetes Menschenauge Zeuge sein des grausamen Schmerzes, den diese bittere Stunde seines Lebens für ihn in Bereitschaft hatte, ging Brünning zur Thür, um den Kiesel vorzuschleichen.

Dann erst begann er zu lesen: „Mein theurer Freund! Noch einmal wage ich es, Dir diesen Namen zu geben, obwohl ich ja weiß, daß ich längst die Berechtigung dazu verliere.“

Denn ich war nicht das liebenswerte Geschöpf, das Deine Zuneigung in mir gesehen, und Du hast eine Unwürdige, eine feige, erbärmliche Lügnerin in Deinem Herzen gegest.

In diesem Augenblick, wo ich von der tödlichen Angst gepeinigt werde, daß Du zurückkehren könntest, ehe ich Dein Haus für immer verlassen — in dieser Stunde der hoffnungslosen Verzweiflung und des tiefsten Lebensüberdrusses kann ich Dir die Geschichte meines Lebens und meiner Verirrung nicht mit der Ausführlichkeit erzählen, die mir vielleicht eine mildere Beurteilung meiner Schuld gesichert hätte. Ich muß mich vielmehr auf die nacten Thatfachen beschränken, die zu erfahren Du ein Recht hast, und deren Kenntnis Dich für immer von mir scheidet.

Was ich Dir über meine Herkunft und über meine erste Jugend erzählt habe, war die Wahrheit, denn da gab es nichts, das ich hätte verschweigen müssen. Aber daß ich Dir meine Londoner Schicksale verhehle, das war von dem Augenblick an, wo Du mir Deine Hand anbotest, gleichbedeutend mit dem schändlichen Betrug.

Als Mädchen hatte ich mich auf das von Dir ausgeschriebene Erziehungsheim geschickelt, und ich hatte es mit gutem Gewissen thun dürfen, denn daß ich vor dem Gesetz eine Frau, eine Wittwe war, kimmerte damals am Ende niemand als mich selbst. Ich hatte meinen Mädchennamen wieder angenommen, weil ich ja das Bewußtsein hatte, ihn noch tragen zu dürfen, denn der Mann, der für eine kurze Zeit so verhängnisvoll in mein Leben eingegriffen, war in Wahrheit niemals mein Gatte geworden. Doch Du kennst ja das alles nicht verstehen, wenn ich Dir nicht den Hergang der Ereignisse erzähle. Ich will mich bemühen, es so kurz als möglich zu thun.

Meine Tante Theresie, die sich liebedoll der frühverwaisten Nichte angenommen hatte, besaß bei unferer Ueberfiedlung nach England ein kleines Vermögen, dessen Zinsen nicht nur für die Bestreitung unseres Lebensunterhalts, sondern auch für meine Ausbildung zur Klavier- und Gesangslehrerin ausgereicht hätten. Weil

man uns gesagt hatte, daß solche Lehrkräfte drüben viel besser bezahlt würden, hatten wir uns ja entschlossen, Deutschland zu verlassen. Die Verwaltung ihres aus einer Erbschaft herrührenden Vermögens aber hatte die Tante einem deutschen Verwandten anvertraut, dessen Rechtschaffenheit ihr so lange außer allem Zweifel war, bis uns eines Tages die vernichtende Kunde erteilte, daß er sein Leben durch einen Pöbelschlag geendet, nachdem er neben anderen seiner Obliegenheiten auch das kleine Vermögen seiner Verwandten bis auf den letzten Pfennig in Speculationen verloren. Es war eine Katastrophe, die uns alleinlebende und schulpflege Frauen dem kläglichsten Untergange nahe brachte, denn aus dem betrügerischen Gebaren jenes Menschen waren meiner Tante obendrein Verpflichtungen erwachsen, die nothwendig erfüllt werden mußten. Es standen dafür keine anderen Mittel zur Verfügung als eine kleine Pension, deren Opferung uns buchstäblich dem Verhungern preisgab. In dieser schrecklichen Lage konnte ich natürlich keinen dringenderen Wunsch hegen als den, durch meine Thätigkeit zu Abwendung des drohenden Verhängnisses beizutragen. Aber meine Ausbildung war noch nicht vollendet und an die Erlangung gutbezahlter Unterrichtsstunden war vorberhand nicht zu denken. An deutschen Gouvernanten aber ist in England so großer Ueberfluß, daß ich die Verjude, eine solche Stellung zu erhalten, sehr bald als aussichtslos aufgeben mußte. Da war es mein Gesangsmeister selbst, der mir eines Tages den Vorschlag machte, als Sängerin ernsthafter deutscher Lieder auf einer Varietebühne aufzutreten. Die Diktion eines solchen Establishments hatte sich eben mit dem Erlaube an ihn gewendet, eine junge Dame mit ausreichenden Stimmmitteln für diese Programmnummer ausfindig zu machen. Das Honorar sollte allerdings ein ziemlich bescheidenes sein, da solche Sänginnen bei weitem nicht so glänzend bezahlt werden, wie die übrigen Sterne der Bretterwelt. Wohl hatte ich den Vorschlag zuerst mit Entrüstung zurückgewiesen, aber innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden war ich anderen Sinnes geworden, denn zu allem sonstigen Unglück hatte sich inzwischen auch noch eine ernste Erkrankung meiner Tante gefügt, und jetzt wäre mir jede Verantwortlichkeit, die nur die Sorge um meinen Ruf und um meine Zukunft zur Ursache gehabt hätte, geradezu als ein Verbrechen erschienen. Ich stellte mich dem Direktor vor und wurde unter Bedingungen engagiert, die für den Augenblick geradezu eine Errettung für uns bedeuteten. Auch hatte ich keine Veranlassung, meinen Entschluß zu bereuen. Von keiner Seite widersprach mir eine Kränkung, die mich heute mit Beschämung an jene Zeit zurückdenken ließe. Daß ich mich freilich in einer Thätigkeit, die meiner Natur so wenig entsprach, grenzenlos unglücklich fühlte, brauche ich Dir wohl kaum zu versichern. Ich sehnte mich indrünstig nach Befreiung und nach einer Rückkehr in Verhältnisse, die mir jede Verührung mit der mir im innersten Herzen unsympathischen Theaterwelt erspart hätten. Wahrscheinlich war es einzig diese Stimmung, die mich empfänglich machte für die Bewerbungen des Mannes, dessen Namen zu tragen ich jetzt bis an das Ende meiner Tage verurtheilt sein soll. Er hieß Hugh Seymour und ich hatte ihn unter Umständen kennen gelernt, die keinen Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit und seiner geachteten gesellschaftlichen Stellung in mir aufkommen lassen konnten. Die Art, wie er sich mir zu nähern versuchte, war so zartfühlend und ritterlich, daß es mir, einem blutjungen, unerfahrenen Geschöpf, wohl kaum als ein Verbrechen anzurechnen war, wenn ich mich täuschen ließ und Vertrauen zu ihm setzte. Ich sagte ihm, daß es nicht Liebe sei, was ich für ihn empfand, aber seine einschmeichelnde Berufsmittel wußte meine zaghaften Bedenken zum Schweigen zu bringen, zumal er in meiner Tante eine eifrige Hüterin gefunden hatte. Ich kann mich heute Dir gegenüber weder auf ihr Zeugnis berufen, noch auf das seinige, und ich habe mir ja vorgenommen, mich auf den Bericht der Thatfachen zu beschränken. Darum will ich über das, was während meiner kurzen Brautzeit in meinem Innern vorging, hier nicht weiter sprechen.“

„Genug, daß ich mein einmal gegebenes Wort nicht zurücknahm“, fuhr Konsul Brünning im Leben von Margaretthes Brief fort, „und daß ich Hugh Cecil Seymour in aller Form Rechtens als sein Ehegeweiht angetraut wurde. Kaum eine Stunde nach vollzogener Eheschließung schickte ich zu meiner Tante zurück, denn

in der Gewisheit meines Besitzes hatte er die Unvorsichtigkeit begangen, zu frühe seine Karten aufzudecken und die Illusionen zu zerföhren, denen ich mich über seine Person und seinen Charakter hingeeben hatte. Er war ein Abenteuerer und er hatte mich geheiratet, weil er in mir ein brauchbares und willfähiges Werkzeug bei der Ausführung seiner schwindelhaften Pläne zu gewinnen hoffte. Voll namenlosen Entsetzens wandte ich ihm den Rücken, fest entschlossen, ihn nie wiederzusehen. Es wurde mir nicht schwer gemacht, diesen Entschluß durchzuführen, denn noch an dem nämlichen Abend wurde er wegen verübter Fälschungen verhaftet. Laß mich hinweggehen über die fürchterliche Zeit, die nun für mich folgte. Man hatte mich in dem Verdacht, seine Mitschuldige gewesen zu sein, und wenig fehlte, daß man auch mich ins Gefängnis geworfen hätte. Dies Aushere blieb mir nun freilich erspart, aber es waren der Demüthigungen auch ohne das mehr, als ich ertragen zu können meinte. Ich hatte durch einen Anwalt die Scheidungsklage gegen meinen Mann einreichen lassen. Ihre Verhandlung wurde bis zur Entscheidung seines Strafprozesses hinausgeschoben. Dieser Prozeß endete mit seiner Verurteilung zu fünfjährigem Gefängnis. Vier Monate später sollte der Termin stattfinden, von dem ich meine Befreiung erhoffte, aber er wurde niemals abgehalten. Denn vierzehn Tage vorher erhielt ich von der Verwaltung des Gefängnisses die Mitteilung, daß mein Gatte gestorben sei. Nun hielt mich nichts mehr in England zurück. Ich fuhr mit meiner Tante nach Deutschland und versuchte von Berlin aus, wo wir uns in einem billigen Pensionat eingemietet hatten, irgend eine Anstellung als Lehrerin oder Erziehlerin zu erhalten. Das weitere brauche ich Dir nicht zu erzählen. Du gabst meiner Bemerkung den Vorzug, weil Dir, wie Du mir sagtest, mein Brief gefallen hatte, und Dein Haus wurde mir zu einem Heimath, wo ich sie mir für meine schiffbrüchige Existenz kaum mehr hätte erträumen dürfen. Wohl hatte ich mich mit einer Lüge bei Dir eingefügt, aber diese Lüge schien mir verzeihlich bis zu der Stunde, wo ich mit meiner Liebe zu Dir bewußt wurde und wo Du selbst mir Deine Zuneigung zu erkennen gabst. Da erst begann meine Schuld, die Du mir nicht vergeben kannst, wie ich selbst nie niemals vergeben werde. Gott weiß es, wie oft und wie schwer ich mit dem Entschlusse gekämpft habe, Dir alles zu offenbaren, wie oft ich mich heilig gelobt habe, daß der kommende Tag der letzte Tag der Lüge sein sollte. Aber im entscheidenden Augenblick entsant mir dann doch immer wieder der Muth, die ich fürchte: Dich zu verlieren, und diese Furcht lähmte meine Kraft. Denn wenn auch alles andere Lüge gewesen ist, was Du in mir zu sehen geglaubt — meine Liebe zu Dir war keine Lüge. Sie war für mich der Inhalt meines Lebens, sie war mir das Leben selbst geworden. Ihr zu entgehen, schien mir schrecklicher als der Tod. Vielleicht hatte ich bis zu dem Tage, an dem ich meine Tante wiedersah, auf irgend ein Wunder gehofft, das mir glücklich über die gefährliche Katastrophe hinweghelfen würde, und erst das Entsetzen, mit dem ihre unbestechliche Rechtschaffenheit das Gesändniß meiner Unwachsamkeit aufnahm, öffnete mir die Augen für die ganze Größe meines Verschuldens. In der unglückseligen Nacht, die die letzte ihres Lebens sein sollte, starben auch meine Glückshoffnungen dahin. Nur meine Krankheit und die Hilflosigkeit meiner Schwäche konnten mich noch so lange in Deinem Hause zurückhalten. Nun aber kann das Unvermeidliche nicht noch weiter hinausgeschoben werden. Ich muß das Verhängnis, das ich nicht mehr aufhalten kann, über mich hereinbrechen lassen und muß mich für immer aus Deinem Leben verbannen. Ich verjude nichts zu beschönigen, und ich stehe nicht um eine Vergebung, die Du mir doch nimmermehr aus vollem Herzen gewähren könntest. Alles, was ich als einen Beweis Deiner Großmuth und Deines Mitleids erbitte, ist, daß Du mich meines Weges ziehen läßt, ohne nach meinem Verbleib zu forschen und ohne Dich jemals wieder um mich zu kümmern. Die Summe, die ich mir in diesen anderthalb Jahren von meinem Gehalt ersparen konnte, reicht vollkommen hin, mich vor Entbehrung zu schützen, bis ich eine andere Thätigkeit gefunden haben werde, die mich ernährt. Du brauchst Dich also keiner Sorge um meine Zukunft hinzugeben. Laß das letzte Wort, das ich auf dieser Erde an Dich richte, ein Wort des innigsten, heiligsten Dankes sein für all das Gute und Köstliche, das Deine Liebe mir gewährt hat — und einen inbrünstigen Wunsch für Dein künftiges Glück —“

Erst als sich das Klopfen zum zweiten Male wiederholte, wurde der Konsul darauf aufmerksam, daß jemand Einlaß begehrte, und erinnerte sich daran, daß er die Thür vorhin zugesperrt hatte. Er öffnete

und sah die blonde Lina vor sich stehen. Mit einem Ungeheim, das die Kleine in den heftigsten Schreden versetzte, erschrak er ihren Arm und zog sie ins Zimmer hinein. „Sie haben Fräulein Hunold vorhin zum Bahnhof begleitet. Hat sie Ihnen noch irgend einen Auftrag für mich erteilt?“

„Nein — gewiß und wahrhaftig nicht, Herr Konsul!“

„Aber Sie wissen, wohin sie gereist ist? Versuchen Sie nicht, es in Abrede zu stellen! Sie dürfen jetzt nicht lügen — hören Sie, Sie dürfen nicht! Es ist ein Menschenschicksal, nein, es ist das Schicksal zweier Menschen, das von Ihrer Wahrhaftigkeit abhängt. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen: Haben Sie gehört, wohin Fräulein Hunold sich zu begeben gedachte?“

Ueber das runde Gesicht des Mädchens rollten schon wieder die Thränen zum Fließen gebracht. „Ach du mein lieber Himmel — wenn ich bloß wüßte, warum die Menschen gerade mich so quälen! Ich habe doch dem Fräulein heilig versprochen, daß ich es keinem Menschen sagen werde. Was soll ich denn nun bloß thun?“

„Die Wahrheit sollen Sie sagen — die lautere Wahrheit. Als Fräulein Hunold Ihnen Schweigen auftrug, war sie in einem Irrthum, sie hatte da noch keine Kenntniß von Dingen, die sich inzwischen ereignet haben, und die ihr auf der Stelle mitgeteilt werden müssen. Wenn Sie es gut mit mir meinen, müssen Sie ihr zur Liebe das gegebene Versprechen brechen. — Mein Gott, Sie sehen doch, wie viel mir daran liegt.“

Die blonde Lina arbeitete wie verzweifelt mit dem Schürzenzipfel in ihrem rothen Gesicht herum. Der Seelenkampf, den sie in diesem Widerstreit der Pflichten zu bestehen hatte, war offenbar einer der schmerzlichen ihres Lebens. Da aber Brünning nicht müde wurde, in den dringendsten Worten auf sie einzusprechen, siegte der Respekt vor dem Dienstherrn endlich über die zur Verschwiegenheit mahnende Stimme ihres Gewissens. „Aber ich weiß doch auch weiter nichts, als daß sie nach Berlin gefahren ist“, brachte sie unter vielem Schluchzen heraus. „Ich hatte sie gebeten, mir ihre Adresse zu sagen, damit ich an sie schreiben könnte, weil ich das Fräulein doch immer so gern gehabt hatte — und weil ich doch eigentlich bloß ihre wegen so lange in diesem unheimlichen Haus geblieben bin — und weil es schändlich ist, ein armes Mädchen so zu quälen, die einem Menschen nichts getan hat — und weil —“

„Aber so fangen Sie doch um des Himmels willen nicht an zu weinen! Es kommt ja weder mir noch sonst jemand in den Sinn, Sie zu quälen.“ Fräulein Hunold hat Ihnen also ihre Berliner Adresse nicht mitgetheilt?“

„Sie wußte ja selber noch nicht, wo sie hingehen sollte. Und die Hand hat sie mir gegeben und geweiht hat sie — und — und —“

„Hat sie Ihnen denn nicht wenigstens eine Andeutung gemacht, irgend einen kleinen Fingerzeig gegeben, wie man es anfangen könnte, ihren Aufenthalt zu ermitteln?“

„Weiter hat sie nichts gesagt — ich kann es hoch und heilig beschwören, Herr Konsul!“

„Es ist gut — Sie können gehen! — Doch halt, warten Sie noch einen Augenblick!“

Er stand schon wieder am Schreibtisch und blätterte mit bebenden Fingern in dem Kurzbuch, das er hastig aufgerissen hatte. Dann lehrte er sich aufs neue dem Mädchen zu. „In vierzig Minuten geht der nächste Schnellzug nach Berlin. Sorgen Sie, daß in einer halben Stunde eine Droste vor der Gartenthür finde!“

In dem niedrigen Gastzimmer des Weibierellers ging es sehr laut und lustig zu. Die aus Tabakqualm, Räuchergerüchen und dem schalen Duft der Biereste gemischte, durch die ängstlich geschlossenen Fenster sorgsam festgehaltene Atmosphäre mochte den Stammgästen des gemächlich von Tisch zu Tisch wandelnden, gutmüthig dreinschauenden Vater Gottlieb just als die rechte Lebensluft erscheinen, denn sie räkelten sich so behaglich auf ihren harten hölzernen Stühlen, als wären alle irdischen Sorgen und Kümernisse ganz und gar von ihnen abgethan.

Und doch war es auf den hageren, blassen Gesichtern dieser Männer deutlich zu lesen, daß ihnen das Schicksal eine reichliche Menge solcher Sorgen und Kümernisse zugemessen. Vater Gottliebs Stammpublikum retrairte sich fast ausschließlich aus den Bedoehnten des Hauses, einer jener gewaltigen Miethshäusern, deren der Berliner Norden schier unzählige aufzuweisen hat, und die vom Keller bis zum Dachgeschloß hinauf vollgestopft sind mit Hunderten von Parteien, Aermlethern und Schlafgängern. Es ist entsetzlich viel Ar-

muth und Elend in diesen riesengroßen Karawanenstraßen, aber es geht darin bei weitem nicht immer so wüst und schlimm zu, als sich's die Phantasie des im gemächlichen Ueberfluß dahinlebenden Bürgers auszumalen liebt. Der Besitzer des Hauses in der Müllerstraße, darin Vater Gottlieb nun schon seit siebzehn Jahren seine gastliche Thätigkeit ausübte, hatte alle Zeit darauf gehalten, daß Laster und Verbrechen sich unter seinem Dache keine Schlupfwinkel einrichten durften. Was hier Unterkunft gefunden, gehörte in der Mehrzahl dem ehrlichen Arbeiterstande an, und wenn's auch von Untermiethern und Schlafburschen ein und aus schwirrte wie in einem Bienenkorb, so geschah's doch nicht allzuoft, daß die Polizei darunter einen liebevoll geluchten alten Bekannten erwischte.

An Nachforschungen in dieser Hinsicht fehlte es freilich nicht. Der blante Schutzmansshelm tauchte beinahe täglich auf einem der von lärmenden Kinderkähnen erfüllten drei Höfe auf, und die Kriminalbeamten des Reviers waren den Hausbewohnern ebenso bekannte Erscheinungen wie der Steuereinnahmer und der Gerichtsvolkzieher.

Und sie erfreuten sich ungefähr der nämlichen Beliebtheit, wie diese nützlichen Organe der öffentlichen Ordnung. Ob sie ihr mühseliges, freudenarmes Leben mit ungeschuldweisen oder mit nicht ganz sündenlosigen Gewissen durchwandern mochten, in ihrer tief eingewurzelt, unüberwindlichen Abneigung gegen die Polizei sind die Stiefkinder des Glückes doch alle eines Sinnes, und der Schutzmann, der bei seinen Nachforschungen auf ihr wohlwollendes Entgegenkommen rechnen wollte, würde der Thorheit seiner Illusionen sehr bald in schmerzlicher Enttäuschung bewußt werden.

Das hatte auch der uniformirte Polizeibeamte erfahren müssen, der vor einer Viertelstunde Vater Gottliebs Gastzimmer einen Besuch abgestattet hatte, um sich nach einem wegen schwerer Körperverletzung gesuchten jungen Manne zu erkundigen. Da, wo man seinen Fragen nur ein eifriges Schweigen entgegen gesetzt hatte, war er noch am glimpflichsten fortgelommen, zumeist aber hatte er allerlei mehr oder weniger angügliche Bemerkungen einstreuen müssen, gegen deren scharfe Spitzen nur eine in langer dienlicher Erfahrung mühsam anezogene Schwerehörigkeit die bedauerenswerthen Diener der allgemeinen Sicherheit hinlänglich zu wappnen vermag.

Nun war er gegangen — unverrichteter Dinge natürlich; aber die unmutige Erregung, die sein Erscheinen hervorgerufen hatte, klang noch in den Gesprächen nach, die an den verschiedenen Tischen geführt wurden.

„Ich kenne den Menschen nicht, nach dem er gefragt hat“, sagte ein grauhaariger Mann in Arbeiterkleidung zu seinem Nachbar. „Aber wenn ich was von ihm gewußt hätte, dem Blauen hätte ich's gewiß nicht auf die Nase gebunden. Sie sollen die Augen aufmachen und sollen zur rechten Zeit bei der Hand sein, aber sie sollen nicht verlangen, daß unferens für sie den Spiegel macht. Weiß man doch nie, ob man mit solcher Angeberei nicht einen armen Teufel ans Messer liefern würde, der sich vielleicht bloß wie ein rechtschaffener Mann seiner Haut gewehrt hat.“

Der Angeredete nickte zustimmend. Er war eine neue Erscheinung hier im Keller, und weil er mit einer Art von schäbiger Eleganz gekleidet war, hatte man ihn anfangs mit einigem Mißtrauen betrachtet. Aber es war ihm bald gelungen, es zu verschweigen, nachdem er seiner Umgebung erzählt hatte, daß er ein stellungloser Kaufmann sei, der sich jetzt als Stadtreisender für Delbrudbilder durchzuschlagen suche. Daß das ein mühseliges und schlechtes Geschäft sei, wußten sie alle, und darum betrachteten sie ihn trotz seines schwarzen, spedig glänzenden Rodes als ihresgleichen. Er war getrennt zu einem im zweiten Hintergebäude wohnhaften Tischkuchler in Schlafstelle gezogen, aber er hielt sich während eines großen Theiles des Tages

Durchsicht.

Mutter: „Nun, Marel, du freust dich wohl sehr über die Bilder?“
Gretchen: „Nein, Mutter, der thut bloß so, und wenn du in's Buch siehst, rimmst er sich Zuder aus der Dose.“

in Vater Gottliebs gemüthlichem Gastzimmer auf, wo er bescheiden und manlich, mehr zuhörend als schwanzend, hinter seinem Weibiererglase saß. „Ja“, sagte er, „Sie haben ganz recht. Die von der Polizei brauchten nicht alles zu wissen. Ich hab' immer mein Vergnügen daran, wenn ich in der Zeitung lese, wie oft sie sich blamiren. Die Geschichte mit der Riste, die mir mein Logiswirth erzählt hat, hat mir unbändigen Spah gemacht.“

„Was für 'ne Ristengeschichte?“ fragte einer vom anderen Ende. Der Stadtreisende gab artig zurüd: „Sie wohnen wohl nicht hier im Hause, da Sie nichts davon gehört haben? Die Polizisten sollen ja ein paar Tage lang überall herumgeschneifelt haben, um den Egenthümer 'rauszubringen.“

„Ach so!“ sagte der Straubaarige. „Ja, bei mir haben sie auch nachgefragt. Aber was war es denn eigentlich? Es soll ein Mensch in der Riste gewesen sein, ein Einbrecher, sagte der Kriminalschutzmann, aber vielleicht sogar 'n Mörder?“

Da mischte sich vom Nebentisch herüber ein Gast im Arbeitsanzug eines Maurers in die Unterhaltung, indem er dem Alten laut aufschanden zurief: „Haste am Ende doch an den Quackh jeßloobt, Wehmeier? Ich hab' mir ja buclisch jelaßt, wor mit die Kerls mit die Mordjeschichte festommen sin, bloß weil sie dachtn, se werden mir damit zum Reden bringen. Der Ristendings hat nämlich seit 'ne Ewigkeit in mein'n Bodenberichlag jestaan. Un nu sollt' id burdhaus sagen, wenn se jehört hätte. Natierlich hab' id mir drum jestellt wie 'n Trampelhier. Keine blaße Ahnung, sag id, un mache 'n 'n Jestsche, det der Wachtmeyer meent: „Na, man kann et Sie ja ansehen, det Se nicht nich wiffen.“ — Et war 'n Feez zum Kabolyschischen.“

„Alles lachte, am lautesten und herzlichsten aber lachte der Stadtreisende. „Famos! Das haben Sie wirklich fein gemacht! Die können lange herumfragen, ehe sie was herausbringen. Ja, wenn sie noch eine Belohnung ausgeföhrt hätten — aber so, für nichts und wieder nichts — da müßte man ja ein Narr sein!“

Der Maurer drehte sich nach ihm um und mochte ihn mit einem nicht allzu freundlichen Blick. „Sind Sie einer von die Sorte? Also for Feld kann man nach Ihre Meinung zum Halunken werden? Pfui Deibel! Der Schakler is mir heute noch sechs Mark un vier Groschen schuldig. Aber ehe bei id jesagt hätte, det ihn die Riste jehört, eher hätte id mir die Zunge abgebißen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ob auf der soeben in Stuttgart eröffneten Ausstellung für Studentenkunst auch einige Riesentater zu sehen sein werden?

Ein gelehrter Doktor erklärt, daß man vom übermäßigen Wassergenuß auch einen Rausch bekommen könne. Wenn künftig also ein Trunkenbold dem Polizeirichter vorgeführt wird, so braucht er nur zu sagen, er habe einen Wasserrausch.

Hat Amerika bis jetzt eine eigene Literatur herorgebracht? fragt ein Bostoner Blatt. Gewiß! Erst kürzlich ist ja eine Lebensgeschichte der Massenmörderin Gunnehen erschienen.

Großes Aufsehen erregte das Nichterscheinen des deutschen Kaisers beim Gabelfrühstück des Provinzial-Landtags in Frankfurt. Vielleicht ist der deutsche Kaiser dem Frühstück ferngeblieben, weil er keinen Appetit hatte.

In fünfzehn Millionen Jahren wird der Wasservorrat der Erde, nach den Berechnungen des Professors Lowell, erschöpft sein. Da wird es wohl bald Zeit, an einen passenden Ersatz zu denken.

Man streitet sich in gewissen Kreisen darüber, ob der „Hohadel“ von New York auf 300 oder 400 Angehörige beschränkt werden soll. Ob 3 oder 4, die Nullen sind ja doch die Hauptsache!

